

Bericht 6

Arequipa bis Montevideo / 27. Februar bis Ende April 2013

Bilderbuchwetter – blauer Himmel, blaues Meer, ein paar Möwen, Töpel stürzen sich ins Wasser, wir



stehen 35 m darüber an Deck der „Grande Costa d'Avorio“. Seit einer Woche sind wir an Bord und mit uns unser „Sensibelchen“. Eigentlich wollten wir erst mit dem nächsten Schiff zurück, aber dessen Abfahrt wurde auf den 02. Mai verschoben, das war uns zu spät, und auf diesem Schiff ist zufällig eine Kabine frei geworden. Ist zwar eine fensterlose Innenkabine – Grufffeeling ist im Fahrpreis enthalten - aber ansonsten haben wir es gut

getroffen. Die „Grande Costa d'Avorio“ ist erst zwei Jahre alt, sehr gepflegt, und der Koch ist Italiener! Mittags und abends drei Gänge, dazu jeweils ein Viertel Wein – es geht uns gut.

--- Na ja, wenn man mal davon absieht, dass an Bord ein strenges Regiment herrscht. Frühstück um 7.30 h, Mittagessen um 11 h, Abendessen um 18 h. Zu spät zum Essen zu erscheinen, hat einen Anschiss vom Steward zur Folge: „Wir sind hier nicht im Hotel“. Die Preise sind aber zumindest 3 Sterne Hotel: Cola 1 €, kleines Bier 2 €, und das muss man auch noch einen Tag vorher bestellen. Das Viertel Wein ist vom Geschmack eher ein weinähnliches Getränk, aber zum Glück waren die kleinen Flaschen nach 2 Wochen alle und dann gab es für 2 Personen immer eine 0,7 l Flasche weit besserer Qualität. Man kann zum Essen übrigens auch einen Softdrink ekommen, dann wird einem aber der Wein sofort weggenommen. Das Essen ist bekanntlich Geschmackssache. Täglich Pasta und meist so al dente als wären sie nur blanchiert, dann häufig eine 2-3 mm Scheibe kurz gebratenes Fleisch, nur was für Leute



mit gesundem Kampfgeist. Selten Gemüse, 1-2 Esslöffel und wenn, dann nur in ungesalzenem Wasser gekocht und kalt auf dem Teller. Aber immerhin mit Bedienung, sonst könnte man sich ja eventuell 3 Löffel nehmen. Damit man sich nicht festsetzt im Speisesaal, wird man mit einem Espresso in den Aufenthaltsraum komplimentiert, erst dann essen der Kapitän und die Offiziere. Ob unser Anblick so appetitverderbend ist?? Aber vielleicht bin ich auch nur zu kritisch - Per ---

Neun Touristen sind wir, davon fünf Schweizer, alle mit ihren Wohnmobilen. Ulla und Kurt haben vor 5 Jahren ihre Möbel verschenkt, ihr Haus verkauft und sind seitdem rund um die Welt gefahren. Laura und Heinrich haben vor 4 Jahren ihre Wohnung leergeräumt und vermietet, sind dann bis Südafrika gereist, ehe sie ihr Auto nach Südamerika verschifft haben. Da nehmen sich unsere sechs Monate doch recht bescheiden aus. Meinen 70. Geburtstag haben wir an Bord gefeiert. Der Koch hat dazu einen köstlichen Kuchen beigesteuert.

Aber der Reihe nach: Ende Februar war nix mit Wasser – überall Wüste, und nach vielen Tagen steiniger Hochebene, Sand und nackten Felsen hatten wir mal wieder Lust auf Abwechslung. Also auf nach Arequipa. Die zweitgrößte Stadt Perus soll nicht nur sehr schön sein, sondern auch ein ganzjährig mildes Klima mit 300 Sonnentagen im Jahr haben. Wir kommen an einem der 65 übrigen an. Dicke Wolken verhüllen die drei schneebedeckten Vulkane, die Arequipa umgeben. Die Vororte sind ebenso dreckig und stinkig

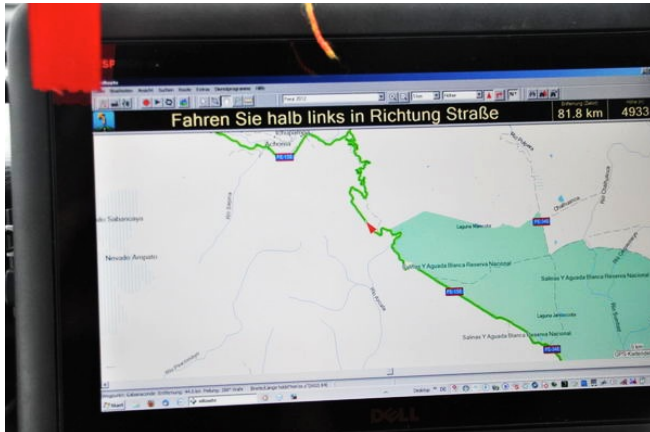


wie bei anderen Städten, und wir würden am liebsten umkehren. Aber dann kommen wir ins historische Zentrum – da möchte man bleiben. Weiße Gebäude aus leicht zu bearbeitendem Vulkan-Gestein sind mit herrlichen Ornamenten geschmückt und umgeben den Hauptplatz mit Grünflächen und Bänken. Kolonaden laden zum Bummeln ein. An unserer Lieblingskirche wurde 100 Jahre gebaut (1595 bis 1698) – sie hat als einziges Gebäude die zahllosen Erdbeben schadlos überstanden, die die Stadt ständig erschüttern.



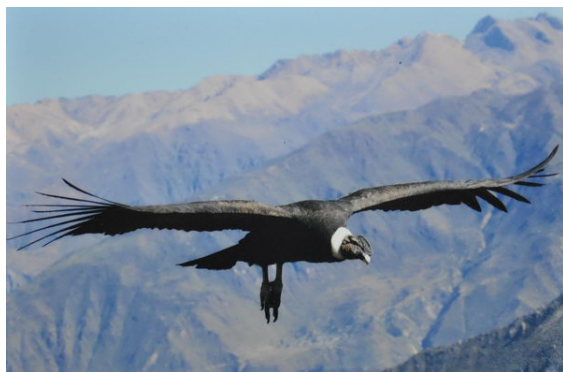
Besonders bei einem Stadtaufenthalt stellt sich immer die Frage, wo man sicher und halbwegs angenehm stehen kann. Natürlich sprechen sich die möglichen Stellplätze unter den Globetrottern rum. Wir haben den Tipp bekommen, es beim Hostel La Mercedes zu versuchen. Das liegt schön zentral, doch leider trennt nur eine hohe Grundstücksmauer den Wohnmobil-Stellplatz von einer stark befahrenen Straße. Die Höhe der Mauer und Ohropax sorgen für angenehme Nachtruhe. Die Sicherheitsmaßnahmen sind für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich. Das schmiedeeiserne Eingangstor ist zusätzlich von innen mit Maschendraht versehen. Man klingelt, der Wachmann sieht den Besucher über den Monitor, erst dann wird geöffnet. Auch das Verlassengeht nur über Monitor-Gesichtskontrolle. Ulli und wir haben gerade noch Platz auf dem Grundstück, ein Schweizer Ehepaar mit VW-Bus und ein Französisches Paar mit ihrem riesigen MAN-Wohnmobil stehen schon da. Die Franzosen leben seit 8 Jahren ausschließlich in ihrem Wohnmobil und wollen daran auch nichts ändern. Zur Bewältigung des Reise-Alltags gehören auch Frisör-Besuche und Wäsche waschen. Einen Frisör empfiehlt uns das Touristen-Informationsbüro (und hier spricht man ausnahmsweise mal Englisch). Preiswert gehübscht genießen wir den Einkauf in einem Supermarkt. Den gibt es nicht in kleinen Orten, wo das Angebot meist recht einfach ist. Oft müssen wir suchen, ehe wir überhaupt Weißbrot kaufen können, denn in Peru wird schon morgens Suppe gegessen. Im Supermarkt bekommen wir mal wieder Dinge, auf die wir längere Zeit verzichten mussten, wie z.B. Fleisch appetitlich verpackt, Wurst, Vollkorn-Toastbrot (wenn auch kein richtiges Vollkornbrot) und viele Gemüsesorten. Wie in allen Orten sind auch in Arequipa die einzelnen Gewerke in bestimmten Straßen. Die Wäschereien findet man in der Avenida Jerusalem. Also schleppen wir Bündel dreckiger Wäsche durch die Gegend. Mit dem Auto durch die Innenstadt geht nicht, es gibt nur sehr schmale Einbahnstraßen. Angenehme Überraschung: Im Preis enthalten

ist die Anlieferung der sauberen Wäsche am nächsten Tag um 8 h ins Hostel – und zu unserer Überraschung klappt das auch pünktlich.



Stadt-Besichtigung abgeschlossen, Vorräte aufgefüllt, Wäsche gewaschen – dann kann's ja weiter gehen. Am Colca Canon wollen wir die Kondore sehen, die sich aus dem Canon in die Höhe schrauben und dicht an den Aussichtspunkten vorbei kommen, wo die Touristen mit gezückten Kameras stehen. Aber vorher geht's noch über einen 4.900 Meter hohen Pass. Diese Höhe mag unser Sensibelchen gar nicht, aber diesmal hält's sich wacker. Oben dann statt Aussicht auf die umliegenden Vulkane dicker Nebel und Schnee. Aber es

geht wieder runter, bald haben wir blauen Himmel und fahren auf einer Schotterstraße am Berg und grandioser Aussicht. Endlich mal wieder viel Grün, Bäume und Blumen. Unten im Tal schlängelt sich ein Fluss entlang, auf zahllosen Terrassen werden Getreide, Mais und Gemüse angebaut. Am Aussichtspunkt „Cruz del Condor“ stehen auf dem Parkplatz schon einige Minibusse mit Touristen. Sie kommen früh, sind aber gegen 11 h alle wieder weg, dann haben wir Aussichtspunkt und Parkplatz für uns alleine, und einige Kondore auch, die sich erst jetzt so



dicht vor uns in die Höhe schrauben, dass wir sie mit dem Tele fotografieren können. Hier oben bleiben wir ungestört über Nacht stehen, und als wir am nächsten Tag auf dem Rückweg wieder über den Patapampa Pass mit seinen 4.900 Metern Höhe fahren, liegen nur noch ein paar Schneereste am Straßenrand, die Sicht ist klar, die schneebedeckten

Vulkane leuchten am blauen Himmel.

Auf dem Weg nach Norden hatten wir den schwimmenden Inseln auf dem Titicacasee keinen Besuch abgestattet, das wollen wir jetzt nachholen. Der Hafen von Puno liegt voller Touristen-Boote, zur Hochsaison legen hier bis zu 200 Schiffe mit jeweils etwa 40 Leuten ab. Zum Glück ist jetzt keine Saison, die Regenzeit ist noch nicht ganz zu Ende, und prompt schüttet es auch am nächsten Morgen heftig. Aber wir haben gebucht, und das Schiff ist gut gefüllt, als wir um 7 h ablegen. Etwa eine halbe Stunde fahren wir durch einen Gürtel von Totorä Schilf, aus dem die berühmten schwimmenden Inseln und die typischen Boote gebaut werden. Sobald wir auf dem offenen Wasser sind (der Titicacasee ist fast 18mal so groß wie der Bodensee, wer mehr wissen will: s. Wikipedia), lassen Sturm und Regen die Wellen hoch gehen, unser kleines Schiff taucht immer wieder mit dem



Bug tief in die Wellen ein und Wasser spritzt bis zum Heck. Nach 3 Stunden erreichen wir die Insel Taquile. Pünktlich reißt der Himmel auf, und wir laufen vom Anleger eine dreiviertel Stunde den



steilen Weg mit prächtigem Ausblick hoch auf den Hauptplatz der Insel. Die Bewohner sind sehr besonders. Alle tragen ihre Tracht, die Frauen spinnen, die Männer stricken. Heiraten darf ein Mann erst, wenn er stricken kann. Die verheirateten Männer tragen rote Mützen, die unverheirateten rot-weiße. Obwohl viele Einwohner auf dem Platz sind, ist es auffallend still, nirgendwo wird laut palavert.

Die Handarbeiten werden in einem

zweistöckigen Haus ausgestellt, und es wird Buch darüber geführt, wer was abgeliefert hat. Beim Verkauf wird der Gegenstand aus dem Buch ausgetragen und das Geld an den Bewohner ausgezahlt. Gehandelt wird nicht, alles hat feste Preise. Alles auf der Insel ist genossenschaftlich organisiert. Der Weg zurück führt zum eigentlichen Hafen der Insel, für uns geht es 541 Stufen bergab. Aber von den Bewohnern wird über diese Stufen alles hochgeschleppt, was auf der Insel benötigt wird - von Getränken bis zu Baumaterial.



Nach zwei Stunden Rückfahrt macht unser Schiff an einer der schwimmenden Inseln fest. Sie sind aus dem Totoraschilf des Sees gemacht und müssen immer wieder mit einer weiteren Lage Schilf gedeckt werden, weil die unteren Lagen wegfaulen. Es gibt einen interessanten Vortrag zum (früheren) Leben auf den Inseln, heute leben die Bewohner zwar zum Teil noch vom Fischfang, aber in erster Linie davon, Souvenirs an die Touristen zu verkaufen.



Grenzübergänge haben oft ihren eigenen Charme. Wir verlassen Peru und reisen wieder nach Bolivien ein. Erster Schritt: Reisepass abschreiben, stempeln - kostet nichts. Dann Fahrzeugpapiere abschreiben, aber dazu der Hinweis: „Unsere Cola ist alle!“, also zwei große Cola kaufen und auf den Schreibtisch stellen. Ein schräger Blick und die Antwort: „Eigentlich sind wir ja drei“; trotzdem kriegen wir das nötige Papier. Alles fertig? Nein, wir müssen noch zur Polizei. Ein Schreibtisch und ein großes Buch, alles wird noch mal abgeschrieben. Soll 50 Bolivianos kosten (etwa 5 €), aber man kann ja handeln. Schließlich zahlen wir 20 für beide Autos. Trotzdem freuen wir uns, wieder in Bolivien zu sein. Die Leute sind freundlich und unkompliziert, und mit ein paar Bolivianos lässt sich vieles regeln. Unser Weg führt weiter nach Süden, und da gibt es keinen anderen Weg als über La Paz. Also noch einmal zum Hotel Oberland. Seit Längerem schon habe ich ständig Bauchschmerzen und Krämpfe. Eine gute Gelegenheit für einen Arztbesuch. Auf den Rat vom Schweizer Eigentümer des Hotels rufe ich Dr. Arispe an, der viele Jahre in Deutschland praktiziert hat und Vertrauensarzt der Deutschen Botschaft in Bolivien ist. Er veranlasst, dass einige Stunden später zwei Leute von einem Labor kommen, die die notwendigen Proben mitnehmen und die Ergebnisse am selben Tag noch an den

Arzt weitergeben. Der wohnt in der Nähe des Hotels, kommt daher abends um 20.30 h vorbei, untersucht und verschreibt Pillen gegen Würmer und ein Antibiotikum. Die Rezeption ruft eine Apotheke an, und eine halbe Stunde später werden die Medikamente zum Wohnmobil gebracht. Dann ist Wochenende, und erst am Montag liegt das genaue Untersuchungsergebnis des Labors vor – keine Würmer, dafür Coli-Bakterien. Aber durch das Antibiotikum bin ich bald wieder fit.



Wenn den Bolivianern etwas nicht passt, wird gern mal eine Straße blockiert. Wir fahren auf einer Art Stadtautobahn, plötzlich kommen uns Autos entgegen. Nanu? Wenig später stehen wir an einer Blockade, drehen auch um und quälen uns eine Stunde durch kleine Straßen und chaotischen Verkehr. Ziel ist mal wieder eine Werkstatt, das Sensibelchen hat auch Bauchschmerzen, bzw. ist nicht ganz dicht, der Simmering vom Differential ist undicht. Eigentlich eine schnelle Sache. Nach der Mittagspause fangen sie in der Werkstatt mit der Arbeit an und sind bis zum Dunkelwerden nicht fertig. Also mal wieder eine Nacht

zwischen Öllachen, Dreck und Schrottautos. Am nächsten Morgen wird weiter gearbeitet, und dann dauert es noch mal bis zum Mittag. Warum so lange? Als der Simmering ausgebaut ist, fährt der Chef



in die Stadt und besorgt einen neuen. Als er das ausgelaufene Öl nachfüllen will, lässt sich die Einfüllschraube nicht lösen. Also wieder los und eine neue kaufen.... Es dauert, aber es ist sehr billig, wir zahlen für Material und Arbeit rund 50 €. Nach 24 Stunden Werkstatt – Ulli hat, wie so häufig - geduldig auf uns gewartet, geht die Fahrt weiter. Warum müssen die meisten Städte nur so

hässlich sein? Aus halbfertigen unverputzten Häusern ragen die Moniereisen in den Himmel, aber die aufgehängte Wäsche zeigt, dass man hier schon wohnt. Zwischen den Häusern Schuttberge, vor den Häusern schlammige Pfützen und Müllberge, in denen herrenlose Hunde wühlen. Der nächste dieser scheußlichen Orte ist Oruro, und wir



bemühen uns so schnell wie möglich durchzufahren. Dafür ist die Landschaft danach umso schöner. Zwar fehlen Bäume und Büsche, aber dafür wechseln sich phantastische Bergformationen ab mit tiefen Tälern, Berge bestehen aus Schichten mit Farben von orange über gelb, braun, grau und grün. Kurz vor der Stadt Potosi weist ein Schild an der Hauptstraße auf den Platz „Ojo de Inca“ (Auge des Inka). Es ist ein runder natürlicher Pool mit 35°C warmem Wasser, an 2 Seiten umgeben ihn farbige Berge, zur dritten hat man einen weiten

Blick ins Tal. Hier stehen schon zwei Wohnmobile, und ein paar Globetrotter haben ihre Zelte aufgeschlagen. Wir genießen das warme Wasser und in der kalten Nacht den gigantischen Sternenhimmel in der klaren Luft.

Am nächsten Tag müssen wir in Potosi einen Bankautomaten überreden für uns Geld auszuspuken (das klappt nicht bei jedem Automaten). Dann wird Diesel getankt und Wasser gebunkert, denn



Trinkwasser gibt's an den meisten Tankstellen. Nächste Station ist Uyuni, Ausgangspunkt für einen Besuch des größten Salars der Welt, einer Salzwüste, Überbleibsel eines ausgetrockneten Sees (s. unter Salar de Uyuni bei Wikipedia). Am Stadtrand von Uyuni gibt es einen „Eisenbahnfriedhof“, hier rosten an die 30 Dampfloks vor sich hin. Einst gebraucht zum

Abtransport der Ausbeute aus diversen Minen, wurden sie überflüssig, als die Minen erschöpft waren. Die rostigen Skelette ergeben ein skurriles Bild, sind eine zusätzliche Touristenattraktion und für uns ein netter Nachtplatz. 25 Kilometer von Uyuni entfernt erreichen wir am 16. März den Ort Colchani, in dem die armen Menschen leben, die ihr Geld mit dem Abbau des Salzes vom Salar



verdienen. Jetzt, wo am Ende der Regenzeit das Salz noch weich ist, werden Haufen angeschaufelt, die in der Sonne trocknen, ehe das Salz in der Salzmühle des Ortes gemahlen wird. Sobald die Oberfläche des Salars trocken ist, wird das Salz heraus gehackt – eine Knochenarbeit. Für uns ist es ungünstig am Ende der Regenzeit zu kommen. Wir können uns mit unseren schweren Autos nicht weit auf den Salar hinaus wagen, wir könnten einsacken. Es gibt zwar geführte Touren, aber

auch die fahren jetzt nicht bis zu der berühmten Insel mitten im Salar. So begnügen wir uns mit einem Blick vom Rand über das endlose Weiß unter dem wolkenlosen Himmel.

„Ihr müsst die Lagunen-Tour ins Altiplano machen“, haben alle Reisenden gesagt, die schon da waren. Diese Hochebene in rd. 4.000 m Höhe in den Anden zwischen Peru und Bolivien ist eines der Highlights einer Bolivien-Reise, und es gibt diverse Anbieter von geführten Touren. Wir fahren natürlich mit unseren eigenen Autos. Viele Pisten durchziehen die Region, nicht alle sind auf den Karten verzeichnet. Also müssen wir



erst mal rausfinden, wo wir fahren können und wie der Zustand der Piste jetzt am Ende der Regenzeit ist. Wir begegnen Fahrern von Geländewagen mit Touristen, sie geben uns die nötigen Tipps. Die Tour erweist sich für mich als das Großartigste, was man sich landschaftlich vorstellen kann. Zuerst geht es durch eine weite Ebene, auf denen Lamas und ihre kleinen, zierlichen wilden Verwandten, die Vicunas, weiden. Bald sehen wir die ersten Lagunen. Flache Wasserflächen, die durch Algen und Mineralien in allen Farben des Regenbogens schimmern und in deren Wasser häufig Flamingos stehen. Dann erheben sich plötzlich ganz ungewöhnliche rote Steinformationen aus der Ebene, so als hätte sie ein Riese verstreut. Schließlich geht's über einen Pass von 4.700 m, und als wir uns wieder tiefer schlängeln, sehen wir in der Ferne schon die Laguna Colorada rötlich im Abendlicht schimmern. Gelbes Gras umrundet



einen Teil, zahlreiche Flamingos stehen im seichten Wasser. Ein „Toyota Landy“ mit Touristen spuckt ein halbes Dutzend lärmender junger Leute aus, aber die sind nach kurzer Zeit wieder weg, und dann ist Stille – eine Stille, die fast weh tut. Wir sind noch immer auf einer Höhe von mehr als 4.000 m, aber inzwischen sind wir an die Höhe gewöhnt, wir können problemlos über Nacht bleiben. Am anderen Ufer erheben sich Berge, die am nächsten Morgen rot in der Morgensonne leuchten. Scharen von Flamingos steigen von der

Lagune auf, wo sie wohl hinfliegen? Fasziniert stehen wir draußen, aber warm angezogen, denn es sind 6°C und im Auto 12°C. Die Heizung können wir in der Höhe wegen des geringen Sauerstoffgehalts nicht anmachen, also wird vor dem Aufstehen ein Kessel mit Kaffeewasser aufgesetzt und der Backofen angemacht, und schnell wärmt sich der kleine Raum auf.

Die nächste Lagune ist 75 Kilometer entfernt, der Zustand der Piste verschlechtert sich drastisch, führt erst auf 4.900 m und bleibt dann lange auf 4.700 m. Gigantische Bergformen umgeben uns, ihre farbigen Gesteinsschichten leuchten in der Sonne, in der Ferne erheben sich schneebedeckte Vulkane, über einem Gipfel steht eine Rauchwolke.



Das Wasser der „Laguna Verde“ soll sich im Laufe des Tages langsam grün verfärben, und niemand weiß so genau warum, das

jedenfalls schreibt unser Reiseführer. Man sollte es allerdings nicht trinken, es ist arsenhaltig. Als wir ankommen, ist die Lagune eher Türkis, aber trotzdem nicht weniger eindrucksvoll. Wir entscheiden uns für einen Nachtplatz ein Stück vom Wasser entfernt, und ich laufe dick eingepackt durch die extrem lebensfeindliche Natur zum Ufer. Die Sonne brennt, ein eiskalter Wind fegt über die nackte Erde, kein Grashalm ist zu sehen, trotzdem stehen am Rand der Lagune einige Vicunas, die kleinen hübschen und sehr eleganten Verwandten der Lamas. Wie können sie hier überleben? Die Nacht wird kalt, -8°, aber um 7 h steht die Sonne schon so hoch, dass sie beginnt das Tal und die

Lagune zu wärmen. Der Wind heult, drei Flamingos sind die einzigen sichtbaren Lebewesen, es ist fast unheimlich. Nur 7 Kilometer weiter kommen wir an die großartige Laguna Blanca mit ihrem total weißen Ufer, und dann nehmen wir Abschied von Bolivien, reisen ein nach Chile und kommen wenig später nach San Pedro de Atacama, wo wir im ersten Halbjahr unserer Reise schon einmal waren.



Der Abschied von Ulli naht. Er will am Pazifik Richtung Süden, wir wollen weiter im Norden quer durch Argentinien und dann erst südlich bis Montevideo, wo unser Schiff nach Hamburg startet.

Aber wir haben noch viel Zeit und beschließen Ulli bis zum Pazifik zu begleiten. Gemeinsam kommen

wir dabei noch mal bei Calama an der größten Kupfermine der Welt vorbei (4,3 km lang, 3 km breit, 1 km tief), die in der gesamten Region gewaltige Umweltprobleme verursacht. (Für mehr Informationen s. Wikipedia unter dem Ortsnamen Chuquicamata.) Bis zum Pazifik führt eine schnurgerade schnelle Straße 140 Kilometer durch graubraune gleichförmige Wüste. Auch an der gesamten Pazifikküste reicht die Wüste bis zum Meer – kein Grün, kein Tierleben. Wenige Kilometer

entfernt von dem wichtigen Pazifikhafen Tocopilla steht plötzlich ein Hinweisschild auf einen Golfplatz. Gibt es vielleicht doch ein grünes Fleckchen – das wollen wir sehen. Überraschung!! - Die „Greens“ sind „Blacks“ und riechen nach Teer, grün angemalte Steine begrenzen den Fairway, für die Abschläge gibt es Holzpodeste. Zur Dekoration liegen auf einem Stück Felsen große Walknochen und riechen kräftig vor sich hin. Der Club hat 35 Mitglieder. Stolz zeigt man uns das Clubhaus, von dessen Terrasse man einen großartigen Blick hat: An den Felsbrocken im Meer brechen sich weiß schäumend die gewaltigen Wellen des Pazifiks. Auch ein Pool fehlt nicht, in den wird bei Bedarf das eiskalte Meerwasser gepumpt.



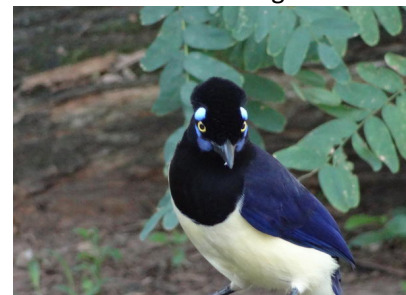
Uns gefällt die trostlose Landschaft nicht, deshalb flüchten wir zurück nach San Pedro, verlassen am nächsten Tag schon wieder Chile, reisen nach Argentinien ein, und fahren durch den Chaco Richtung Osten. Der Chaco liegt im Nordosten des Landes und war einmal ein riesiges bewaldetes Gebiet.



Heute ist fast alles für die Landwirtschaft abgeholzt. Aber ein Stückchen ist noch erhalten, und zwar im Nationalpark Chaco. Was für ein herrliches Plätzchen ist dieser Park! Subtropische Pflanzen, hohe Bäume, zahllose Vögel. Aber auch hier zeigt sich die Klimaveränderung. Vor Jahren floss der Rio Negro durch den Park, heute ist nur noch eine grüne wasserlose Senke übrig. Wir sind

die einzigen Gäste, es gibt Grillplätze mit bereits

gehacktem Holz, Strom, warme Duschen – und alles ist kostenlos. Abends hören wir die Brüllaffen, und die Rangerin kommt extra um uns zu zeigen in welchem Baum sie herumturnen. Acht Tage bleiben wir in diesem Paradies, denn wir merken, wir sind



reisemüde.

Vor einiger Zeit hatten wir schon bei unserer Agentur angefragt, ob wir schon früher als geplant einen Platz auf einem Schiff bekommen können. Am 3. April erreicht uns eine SMS – wir könnten am 15. April in Montevideo ablegen. Wir sagen sofort zu.



Also drei Räder mit dem Highlift angehoben, Sandbleche untergeschoben, angefahren – kein Erfolg, die Reifen rutschen auch auf den Sandblechen. Wenig später schlittert ein Motorradfahrer an uns vorbei, wir bitten ihn jemanden zu schicken, der uns hier rausziehen kann. Zwei Stunden später hängt das Auto hinter den dicken Reifen eines Traktors und rutscht trotzdem noch von einer Straßenseite zur anderen, ehe es wieder festeren Boden unter den Reifen hat.

Also Aufbruch, aber nach Tagen mit Sonne und Hitze regnet es. Die Lehmstraße vom Nationalpark bis zum nächsten Dorf ist glatt wie Schmierseife. Per fährt langsam, trotzdem rutscht das Sensibelchen erst von einer Straßenseite zur anderen und bleibt schließlich im tiefen Schlamm mit einem Rad stecken. Kein Problem, wir haben ja Sandbleche.



Für zwei Ziele auf dem Weg haben wir noch Zeit. Das erste ist das Heiligtum für Gauchito Gil. Er ist auch ohne den Segen der Kirche ein Volksheiliger, der so eine Art Robin Hood gewesen sein soll. Überall an Argentinien's Straßen stehen kleine rote Schreine zu seinen Ehren, und man sollte beim Vorbeifahren hupen, das verhilft zu einer glücklichen Fahrt. Wir haben wohl ein paar Mal das Hupen vergessen, deshalb die Probleme mit dem Sensibelchen. Viel los ist nicht an der eher bescheidenen Gedenkstätte und an den vielen Buden mit allem erdenklichen Kitsch. Aber am 8. Januar zu seinem Todestag sollen sich hier Tausende mit roten Fahnen versammeln.



Eine Tagesreise weiter kommen wir zum Nationalpark „El Palmar“, So hat's hier mal ausgesehen im Grenzgebiet zwischen Argentinien und Uruguay, Palmen, Palmen, Palmen...Wieder einmal war nur mit einem Nationalpark ein Stückchen der ursprünglichen Landschaft zu retten. Ein Campingplatz direkt am Rio Uruguay gehört

zum Park und bietet zahllosen Viscachas (Hasenmäuse) eine Heimat zum Höhlen bauen. Wie Hasenmäuse sehen die putzigen Tierchen auch aus - Kopf, Körper und Größe wie Hasen, Schwanz wie Maus. Als es dunkel wird, kommen sie raus und fressen uns die mitgebrachten Möhrchen schließlich aus der Hand. Zwei Tage bleiben wir in dem hübschen Park, ehe wir die Grenze nach Uruguay überqueren und wieder in Colonia sind, dieser schönen Stadt am Rio de la Plata, nur 120 Kilometer von Montevideo entfernt. Am 12. April erreicht uns ein Anruf: Sofort nach Montevideo kommen, das Schiff läuft noch heute aus!



Na dann nichts wie los und tschüss – auf Wiedersehen in Deutschland!

